

# Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574667>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

freudiger Dankesfang aus tausend frischen Kehlen das schönste aller Rheinlieder:

„Strömt herbei, ihr Völkercharen,  
Zu des grünen Rheines Strand!  
Wollt ihr echte Lust erfahren,  
O, so reichet mir die Hand!  
Nur am Rheine will ich leben,  
Nur am Rhein geboren sein,  
Wo die Berge tragen Reben  
Und die Reben goldnen Wein.

Und wenn ich gelebt in Wonne  
Und geliebt in Seligkeit,

Nehm' ich Abschied von der Sonne,  
Wandr' ich gern zur Ewigkeit.  
O dann führet mich, Gefellen,  
Zu dem Strome still hinab,  
Daß des Rheines frische Wellen  
Zieh'n vorüber meinem Grab.“

Die Zahl der Rheingefänge und der Rheinlandschaften ist Legion. Aber, was nur wenigen gelingt, hat das Rheinfest des Lesezirkels erreicht: das in lebendiger Anschauung wiederzugeben, was des herrlichen Stromes geheimster Zauber ist — seine sonnenfrohe Poesie.

Irma Schurter-Goeringer.

## Im Nebel.

Roman von Léon von Tinsau.

VIII.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Alexandrine Caron traf zu ihrem Glück keinen zweiten Quintaine, als sie Rosa Bitterlin verließ. Trotzdem verursachte ihr das Gefühl einer schweren Havarie ein peinliches Mißbehagen, während sie, nach diesem abgekürzten Besuch, mit ihrer Großmutter im Omnibus nach Hause fuhr. Sie konnte nicht daran zweifeln, daß Frau Bitterlin sie mit ausgesuchter Bosheit behandelt habe, die schadenfrohen Gesichter der Anwesenden hätten schon an und für sich genügt, sie hievon zu überzeugen. Aber eben, weil sie sich gar nichts vorzuwerfen hatte, konnte sie den Schimpf, den man ihr durch die perfiden Glückwünsche, die Heropian das Blut ins Gesicht trieben, anthun wollte, nicht in seinem ganzen Umfang ermessen. Dieses Erröten, das sie als persönliche Beleidigung auffaßte, verargte sie dem armen Dichter gar sehr; sie zürnte übrigens der ganzen Welt und hatte nur einen Wunsch: über die Tiefe der Wunde, die sie bluten fühlte, in Unkenntnis zu bleiben. Wie viele fürchten in gewissen Fällen die Sonde des Chirurgen!

Ihre halbtlaube Großmutter, die überdies unfähig war, die vernichtende Bedeutung gewisser Worte aufzufassen, ahnte nichts. Alexandrine hütete sich, sie zu beunruhigen. Sie lebte zurückgezogen, in sich gekehrt, in einer Niedergeschlagenheit, die sie bis dahin nicht gekannt hatte. Denn die gefährlichste Prüfung der Seele, die ihre Schwungkraft erschläfft, ist nicht eine vernichtete Hoffnung oder ein mißglückter Versuch, sondern die Wahrnehmung, daß ein errungener Sieg keinen Vorteil, keine Freude gewähre, ja sogar verderblich wirke. Dies war nun der Fall bei diesem wirklich bemitleidenswerten jungen Mädchen.

Ihr Buch, die Frucht einer, wie sie glaubte, übermenschlichen Arbeit, dessen Veröffentlichung sie mit so

viel Energie und Opfern durchgesetzt, hatte sie noch ärmer gemacht, statt sie zu bereichern. Der so heiß ersehnte Artikel, der sie vor Aufregung und Freude eine ganze Nacht nicht schlafen ließ, schien nach seiner Wirkung oder vielmehr Wirkungslosigkeit zu urteilen, von ihr allein gelesen worden zu sein. „Gebrochene Flügel“ war, allem Anschein nach, trotz den vielen „es ist reizend!“, die ihr ins Gesicht gesagt wurden, eine elende wertlose Mache. Der Preis endlich, den sie erhalten sollte, erschien ihr als bittere Ironie.

Sie häufte in ihrem gedrückten Geist Argument auf Argument, um sich die völlige Verdienstlosigkeit der belohnten Sache und die dadurch entstandene Freudlosigkeit an der Belohnung klar zu machen. Sie sah in dem erzielten Resultat nur die befriedigte Laune eines hübschen Weibes, weiter nichts.

Und diese Laune hatte ihr überdies eine gefährliche Feindin zugezogen. Sie erriet bereits, daß die Furie der entfesselten Verleumdung sie verfolge. Sie wußte nicht, was man sprach; aber, daß gesprochen wurde, war gewiß, und bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie sich



Vom Rheinfest des Lesezirkels Höttingen: Kölnische „Funken“ (Phot. Joh. Meiner, Zürich).

jetzt noch auf der Gasse zeigte, quälte sie fast immer die Angst, die Passanten flüstern und mit Fingern auf sich weisen zu sehen. Wer hat nicht diese Panik der Phantasie in den dunkeln Stunden der Existenz durchgemacht?

Fräulein Caron war zu sehr Weib, um nicht im ersten Augenblick Felix für alles verantwortlich zu machen. Gott weiß, welche Behandlung dem Unglücklichen von ihr zuteil geworden wäre, wenn der Zufall sie zu dieser Zeit zusammengeführt hätte. Aber nach einigen Tagen war ihr Zorn gegen ihn verraucht. Sie hatte nachgedacht, alle Umstände reiflich erwogen; und obwohl sie von dem Geldopfer, das ihr der junge Mann gebracht, zur Stunde noch gar nichts wußte, mußte sie sich doch sagen: „Das ist mein wahrer Freund.“ Herepian gewann wieder die Oberhand; er war das einzige Wesen, das sie noch zu sehen wünschte, der einzige, von dessen guten Willen sie überzeugt war. Aber gerade diese Stütze fehlte. Felix hatte sich für den ersten Teil des von

Quintaine aufgestellten, wenig tröstlichen Dilemmas entschlossen: man sah ihn nicht mehr bei Frau Lyzdenko.

Auch andere Besuche waren übrigens selten geworden. In der Koterie Bitterlin, wo man gegen derartige Vorkommnisse abgestumpft war, hatte man den Zwischenfall schon fast ganz vergessen. Aber die Verleumdung gleicht einer Ueberschwemmung darin, daß sie die Höhen zuletzt erreicht. Aergerliche Gerüchte fingen an, zu den Ohren einiger alten Freundinnen der Frau Lyzdenko zu gelangen, von denen mehrere der besten Gesellschaft angehörten. Seitdem Alexandrine in der Doffentlichkeit genannt wurde, war sie in diesem Kreise nicht gern gesehen. Beim Auftauchen der böswilligen Gerüchte erinnerte man sich an die Streiche der Tante und war bald mit der Folgerung bei der Hand, daß die alte Polin die zweite Generation ebenso schlecht erzogen habe wie die erste. Die ohnedies schon kühle Atmosphäre wurde eifig. Wie immer, verschwanden auch in diesem Fall die Verbündeten, als man ihrer Hilfe am meisten bedurfte.

So standen die Dinge, als Manfred, der sich vierzehn Tage lang nicht hatte blicken lassen, wieder bei Frau Lyzdenko vorsprach. Er hatte am vorhergehenden Tag bei Frau Bitterlin gespeist, wo man anfing, des berühmten Briefes an Lescande und der Liebesgeschichte Herepians und Alexandrines überdrüssig zu werden. Man muß Manfred Gerechtigkeit widerfahren lassen; er hatte nur durch ein Achselzucken geantwortet: weniger als an jeder andern konnte er an Fräulein Caron zweifeln.

Indessen war er neugierig, die Wirkung des Hagels auf diese schöne Frucht zu sehen. Manchmal genügt ein einziger Schlag, um den sammtartigen Pfirsich, der des Gelüftes bis dahin spottete, vom Zweig zu trennen. Mit andern Worten, man weiß nie, wozu eine Frau imstand sein kann, deren Nerven überreizt sind, und Manfred zweifelte nicht, daß dies bei der jungen Dame der Fall sei. Als er eintrat, sagte er zu ihr:

„Ich komme, Sie als Preisgekrönte der Akademie zu beglückwünschen. Mir scheint, Ihre Geschäfte gehen gut?“

Alexandrine bot sich nun endlich Gelegenheit, ihre Gereiztheit an jemandem auszulassen.

„Kommen Sie, um meinen Dank in Empfang zu nehmen für die Hilfe, die Sie mir angedeihen ließen? Ich fürchte, wenn dem so ist, daß Sie mich sehr undankbar finden.“

„Ich erwarte nichts als das Vergnügen, Sie zu sehen,“ entgegnete Manfred, der es bequem fand, auszuweichen.

„Sie können hinzufügen, daß der Glanz Ihrer Anwesenheit die einzige Wohlthat sei, die man von Ihrer Freundschaft erwarten dürfe. Ich wenigstens weiß mich keiner andern zu entsinnen.“

Es war das erste Mal, daß Alexandrine dem Journalisten einen direkten Vorwurf machte; er schloß daraus, und mit Recht, wie man gesehen hat, daß sie im Kampf ermattete. Er beantwortete die Anklage dem gewöhnlichen, ihm geläufigen Verfahren der Polemik gemäß mit Worten, die eine Unannehmlichkeit für einen andern enthielten.

„Sie legen es mir zur Last, daß ich nicht reich bin? Mein Gott, es ist wahr, ich gebe keine Dinars, zu denen Mitglieder der Akademie kommen; ich bin nicht in der Lage, fünfundzwanzig Louis an der Kassa einer Zeitung zu erlegen, damit diese Ihr Lob singt.“



Vom Rheinfest des Lesezirkels Hottingen:  
Ein Pärchen vom holländischen Sternestanz (Phot. Joh. Weimer, Zürich).



Vom Rheinfest des Lesezirkels Hottingen: Die Meeressägöttin mit ihren Töchtern (Phot. Joh. Meiner, Zürich).

„Wollen Sie damit sagen,“ fragte sie heftig errötend, „daß Felix Herepian seinen Artikel bezahlt hat?“

„Das wußten Sie nicht?“ rief Manfred in höchster Ueberraschung aus.

„Ihr Staunen läßt mich annehmen, daß Sie ein minder diskreter Wohlthäter gewesen wären, lieber Herr!“

„Vielleicht wäre es besser gewesen, Sie alles wissen und das Publikum nichts ahnen zu lassen, liebes Fräulein. Ihr Glück zieht Ihnen bereits Feinde zu, von denen Sie kein Wohlwollen zu erwarten haben und die sich thatsächlich nichts weniger als wohlwollend erweisen.“

Alexandrine hatte dies bereits an der veränderten Haltung ihrer Umgebung gemerkt. Sie nahm ihren ganzen Stolz zu Hilfe, um nicht in Thränen auszubrechen, und sagte zu Manfred:

„Dies ist der erste Dienst, den Sie mir erweisen; aber er ist wichtig. Ohne Sie blieb ich in Unkenntnis meiner schreienden Schuld. Geduld! Mein Preis wird mir hoffentlich bald ausbezahlt werden, und an demselben Tag soll Felix Herepian die ausgelegte Summe zurück-erhalten. Verzeihen Sie, wenn ich Sie jetzt verabschiede. Meine Großmutter schläft, wie Sie sehen; sie fühlt sich seit einigen Tagen müde, bitte, wecken Sie sie nicht auf.“

Beim Hinuntergehen dachte Manfred: „Es ist ein teures Vergnügen, eine anständige stolze Frau zu sein! Wie dem auch sei, diese da wird mir nicht mehr den

Kopf mit dem Lob Herepians voll machen!“ Dieser Schüler Machiavellis kannte Alexandrine schlecht. Sie konnte sich allerdings nicht verhehlen, daß Felix ungeschickt gehandelt, daß es hart sei, eine für ihre Verhältnisse enorme Summe für das Vergnügen, kompromittiert worden zu sein, zu bezahlen. Dennoch berührte es sie angenehm, konstatieren zu können, daß jemand wirklich gut gegen sie gewesen sei, ohne hierfür etwas zu erwarten, ohne dazu verpflichtet zu sein. Thränen stiegen ihr in die Augen und beruhigten ihre Nerven. Sie bedauerte den armen Jungen, der es nicht mehr wagte, zu ihr zu kommen, der vielleicht darunter litt, sie nicht mehr zu sehen. Allein, wer konnte das bestimmt wissen? War ihm nicht im Gegenteil das Geschwätz lästig, das seinen Namen mit demjenigen eines Blaustrumpfes ohne Zukunft verband? Er sollte wenigstens wissen, daß man nichts von seiner Großmut annahm. Wenn er nicht mehr kommen, für immer brechen wollte, würde er wenigstens keine Schuldnerin zurücklassen. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, um ihm dies mitzuteilen, und war überrascht, wie leicht die Worte aus der Feder flossen. Viel zu leicht sogar; denn sie mußte ein anderes Blatt Papier nehmen, um den Brief bündiger, kälter zu verfassen. Endlich wurde er der kleinen Dienstmagd anvertraut, um zur Post gebracht zu werden. Er enthielt Folgendes: „Ich war naiv genug zu glauben,

Ihr Einfluß allein habe den ‚Korsar‘ bestimmt, Ihren Artikel über mich zu veröffentlichen. Soeben erfahre ich die Wahrheit. Die Erinnerung an das Lob, das Sie mir erteilten, wird mich gewiß stets sehr glücklich machen; das würde indes beeinträchtigt, wenn sich an eben diese Erinnerung diejenige einer materiellen Schuld knüpfte. Gewähren Sie mir einige Tage, um Ihnen die an der Kassa der Zeitung für mich ausgelegte Summe zurückzuerstatten. Was die Dankbarkeit betrifft, so ist das eine Schuld, die Ihnen mit ihrer aufrichtigen Freundschaft stets bewahren wird  
Norac.“

Das junge Mädchen weinte noch ein wenig, nachdem sie ihr Billet abgesandt hatte; sie ließ diesen Thränen, die ihr eine Art schmerzlichen Vergnügens bereiteten, freien Lauf. Während sie ihre geröteten Augen trocknete, wurde Frau Bernier gemeldet. Die Großmutter erwachte und war sehr erstaunt, an Stelle des Herrn, der da war, als sie in das Land der Träume floh, eine Dame zu finden. Die gute Julie hatte in ihrem Leben zu viel geweint, um nicht von Mitgefühl ergriffen zu werden, wenn sie die Spuren von Thränen bei einer andern entdeckte, zumal wenn diese andere ein schönes Mädchen von zwanzig Jahren war. Aber weshalb weinte sie? Die vorzügliche Frau, die fast ganz einsam lebte, wußte nichts von den umlaufenden Gerüchten. Sie nahm sich vor, die — vielleicht unbedeutende — Ursache dieser Verzweiflung zu ergründen, ohne jedoch zu vergessen, was sie heute eigentlich hergeführt hatte. Nach Ablauf einiger Zeit sagte sie zu der schönen Betrübten, die kaum den Mund aufgethan hatte: „Sie sehen nicht gut aus, liebes Fräulein. Diese Wangen beweisen, daß Sie zu viel arbeiten. Wenn Ihre Frau Großmutter Sie mir anvertrauen wollte, könnten wir im Bois de Boulogne die ersten Anzeichen des Frühlings begrüßen.“

Dieser Vorschlag seitens einer Frau, die sie nur wenig kannte, ließ Fräulein Caron kühl. Sie zögerte; aber auf einen heimlichen Wink Frau Berniers erklärte sie sich einverstanden. Zwanzig Minuten später setzte sie das Tramway mit ihrer Gefährtin an Ort und Stelle ab. Als sie in einer ruhigen Allee waren, sagte Julie: „Sie haben begriffen, daß ich mit Ihnen allein zu sein wünschte. Warum? Das sollen Sie sogleich erfahren. Ich habe Heropian gesprochen.“

Das junge Mädchen errötete über und über. Da die Augen ihrer Gefährtin sie mit gespannter Neugierde beobachteten, ergriff sie lebhaft das Wort, um ihren Farbenwechsel zu erklären: „O, gnädige Frau, wissen Sie, was ich erfahren habe? Herr Heropian hat eine große Summe gezahlt, um das Recht zu haben, einen Artikel zu meinen Gunsten zu veröffentlichen. Ich bin noch halbtot vor Schande darüber.“

„Ich wußte mit Ausnahme des Artikels von nichts, mein Kind. Unser Freund ist die Diskretion selbst. Wenn er mich besucht, spricht er niemals von Ihnen.“

„Ach!“ machte Alexandrine; „dann begreife ich nicht recht . . .“

„. . . Weshalb ich Sie sprechen wollte? Denken Sie ein wenig nach. Erwarten Sie nicht einen Besuch aus Amerika?“

„Das hätte ich beinahe vergessen. Ich hatte in den jüngstvergangenen Tagen so viel zu denken. Aber lassen Sie mich geschwind hören, was Sie über meine Cousine zu sagen haben, um das Versäumte nachzuholen.“

„Parдон!“ verbesserte Frau Bernier lächelnd; „ich wünsche von Ihnen etwas über die Dame zu hören. Freund Felix, der weiß, daß ich Amerika kenne, hat mich gebeten, Ihnen behilflich zu sein, wozu ich recht gern bereit bin. Aber eben, weil ich Amerika kenne, kenne ich auch die Amerikanerinnen. Es gibt deren verschiedene Arten, und . . . ich muß eine Auskunft haben.“

„Das ist ganz natürlich,“ antwortete das junge Mädchen. „Allein die einzige Auskunft, die ich über meine Cousine zu erteilen vermag, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Großmama, die gegen alles, was Leslie ist, ein Vorurteil hegt, behauptet, daß Edua Mitglied von ich weiß nicht wie vielen weiblichen Klubs sei, daß sie Versammlungen bewohne, Reden halte, reise, um an Kongressen teilzunehmen. Ich möchte nicht versichern, sagt Großmama, daß sie noch Röcke trägt und nicht dem Stadtrat von Chicago angehört.“

„Ah, Chicago!“ sagte Julie. „Das ist die merkwürdigste Stadt Amerikas und vermutlich der ganzen Welt, bezüglich der Frauenbewegung. Es macht sich wohl auch hierin mitunter die amerikanische Uebertreibung fühlbar; aber ich traf dort Hunderte junger Mädchen, denen gegenüber ich mir sehr unwissend, sehr unnütz vorkam. Ich hoffe, daß Ihre Cousine zu diesen gehört; man wird ja sehen. Ihre Mitteilung enthält einen schwachen Lichtstrahl, der anfängt, die Finsternis zu erhellen. Der einzuschlagende Weg wird den Gegenstand einer Konferenz zwischen mir und Ihrem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Felix Heropian, bilden.“

„Das ist ein Minister, den man nicht häufig bei Hof sieht,“ bemerkte Fräulein Caron ziemlich melancholisch.

„Ist das möglich? Ich glaubte, er komme sehr fleißig zu Ihnen.“

„Er nimmt manchmal Urlaub. Der Hof, wie Sie ihn nennen, ist nicht sehr amüsant.“

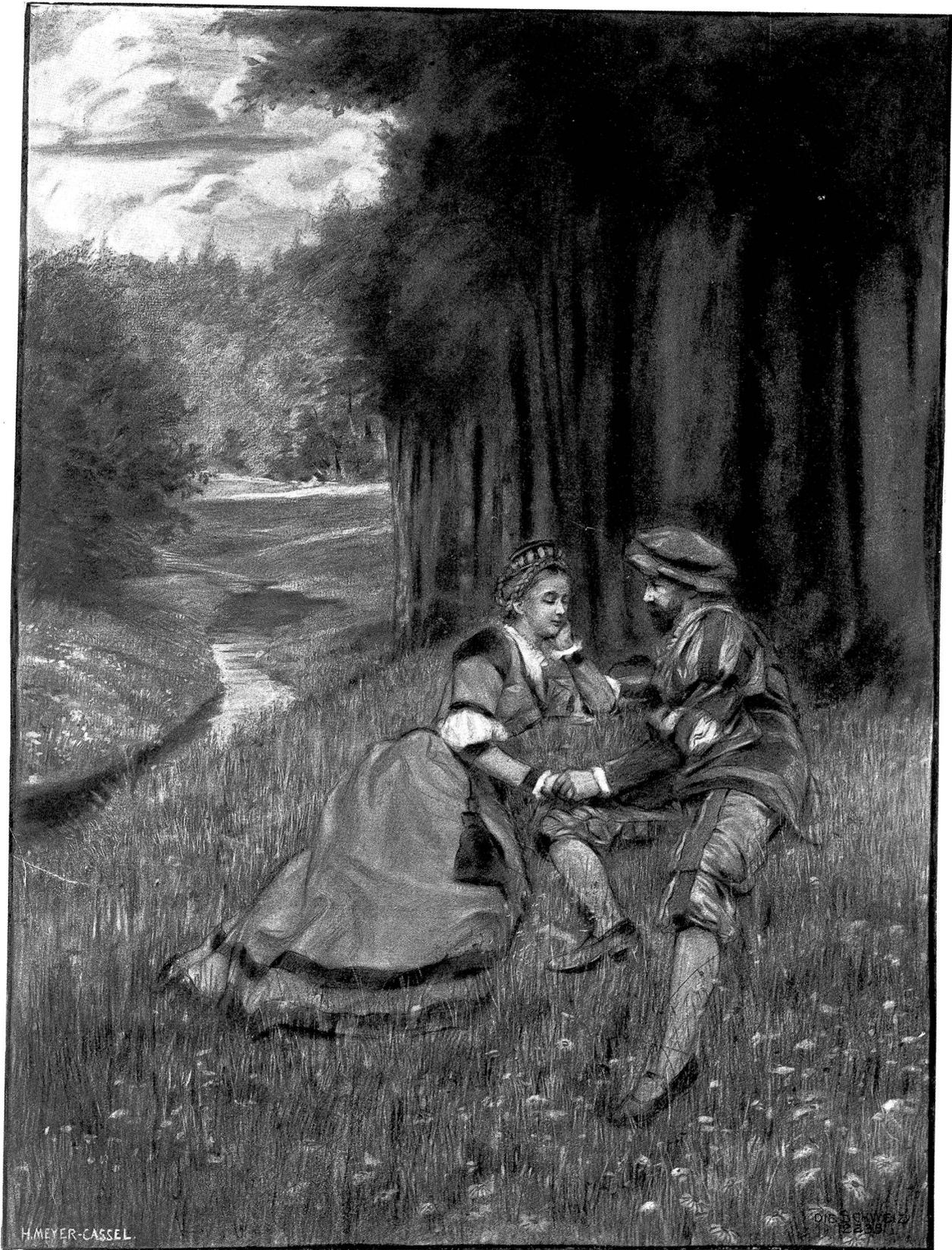
„Gut, ich werde ihm sagen, daß seine Abwesenheit bemerkt, darf ich sagen: bedauert wird?“

„Ach, gnädige Frau, ums Himmels willen, sagen Sie ihm nichts!“

Diesen Notschrei konnte Frau Bernier nicht verstehen, da ihr ein Teil des Dramas unbekannt war. Sie setzte ihn auf Rechnung der Liebe, eine Erklärung, die noch nicht zutraf, jedoch in ihre Pläne bezüglich Heropians und Alexandrines paßte. Indessen scheiterte sie in ihrer Bemühung, dem jungen Mädchen eine Aeußerung über ihren Liebhaber zu entlocken. Es war leicht zu sehen, daß man diesen Gegenstand vermeiden wolle, was unter dasselbe Haben gesetzt wurde wie das Erröten und die Thränen. Als die gute Julie sah, daß sie nichts weiter erreichen würde, schlug sie vor, heimzukehren. „Um so mehr,“ setzte sie hinzu, „als ich noch heute nach Amerika schreiben möchte.“

Der ziemlich lange Brief wurde abgesandt, und seine Schreiberin hielt den Tag für beendet. Er fing aber erst an, wie man sehen wird. (Fortsetzung folgt).





**Am Waldsaum.**

Originalzeichnung von Hans Meyer-Cassel in Bülrich.